

dtv

»Am Anfang dieses Buches stand meine Neugier. Wer war dieser Mann Friedrich Wilhelm aus dem Geschlecht der märkischen Hohenzollern, dessen langes Leben jene Epoche durchmaß, in der Europa endgültig aus dem Mittelalter aufbrach in die neue Zeit? Als sich Entwicklungen anbahnten, die uns noch heute in Atem halten. Sollte das alles wirklich spurlos an diesem Menschen und diesem Land vorübergegangen sein?

Wenn es zu diesem brandenburgischen Fürsten überhaupt noch ein Stichwort gibt, dann ist es Fehrbellin – die siegreiche Schlacht gegen das erfolgsgewohnte schwedische Heer mitten in der Mark.«

Barbara Beuys, Dr. phil., Jahrgang 1943, studierte Geschichte, Philosophie und Soziologie. Sie war Redakteurin u. a. bei ›Stern‹, ›Merian‹ und ›Zeit‹ und lebt heute als freie Autorin in Köln. Zahlreiche Veröffentlichungen, u. a.: ›Familienleben in Deutschland‹ (1980), ›Und wenn die Welt voll Teufel wär. Luthers Glaube und seine Erben‹ (1982), ›Blamieren mag ich mich nicht. Das Leben der Annette von Droste-Hülshoff‹ (1999), ›Denn ich bin krank vor Liebe. Das Leben der Hildegard von Bingen‹ (2001), ›Der Preis der Leidenschaft. Chinas große Zeit: das dramatische Leben der Li Qingzhao‹ (2004), ›Paula Modersohn-Becker oder: Wenn die Kunst das Leben ist‹ (2007), ›Sophie Scholl‹ (2010).

Barbara Beuys

Der Große Kurfürst

Friedrich Wilhelm von Brandenburg,
der Mann, der Preußen schuf

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

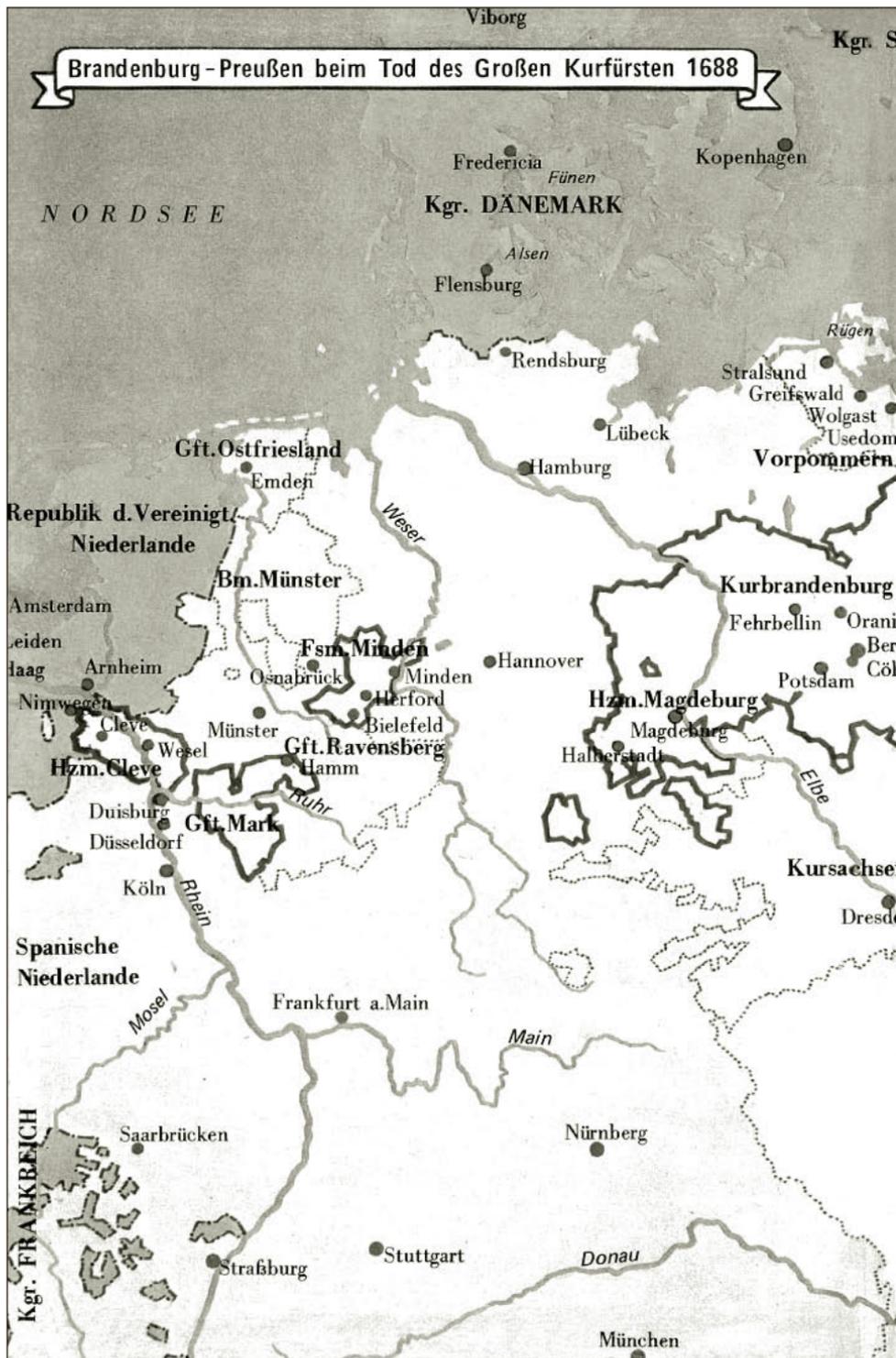


Aktualisierte Neuauflage 2012
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Das Buch erschien erstmals 1979 beim Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek.
© Carl Hanser Verlag, München
Lizenzauflage mit freundlicher Genehmigung des Carl Hanser Verlages
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: akg images
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34728-0

Inhalt

Als die neue Zeit begann	9
1. Kindheit und Jugend	13
2. Der Anfang	63
3. Die Frauen	97
4. Der Alltag	113
5. Fünf Jahre Krieg	155
6. Revolte in Preußen	219
7. Wie die Kinder auf die Welt kamen	243
8. Gegen den Strom	259
9. Realitäten	291
10. Der Krieg kommt wieder	305
11. Der lange Friede	335
Bibliografie	381
Bildquellennachweis	389
Register	391

Brandenburg-Preußen beim Tod des Großen Kurfürsten 1688



SCHWEDEN

Hzm. Kurland

O S T S E E

Memel

Kurisches
Haff

Tilsit

Königsberg

Pregel

Wehlau

Hzm. Preußen

Oliva

Frisches
Haff

Danzig

Butow

Kolberg

Hinterpommern

Dracheim

Usedom
Wollan
(schwedisch)

Stein

Bromberg

Landsberg

Weichsel

Warschau

ienburg
erlin
olln

Küstrin

Frankfurt/Oder

Kreis Schwiebus

Posen

Schwiebus

Kgr. POLEN

Krossen

en
len

Oder

Reichsgrenze

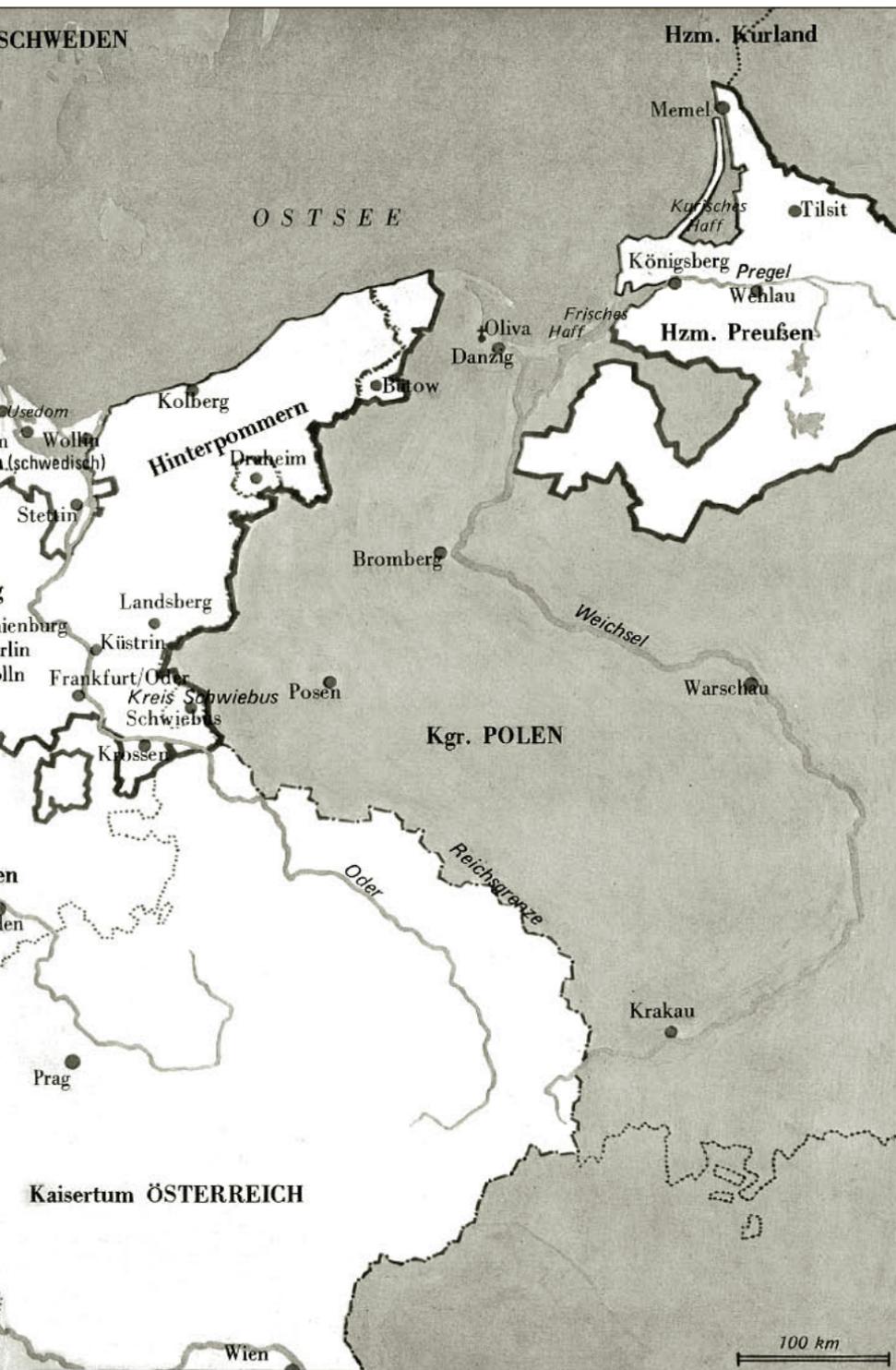
Krakau

Prag

Kaisertum ÖSTERREICH

Wien

100 km



»Ein Mensch, der nicht glaubet, daß er vom Himmel herunter gefallen ist; der den Anfang der Welt nicht nach seinem Geburtstag abmisset; ein solcher muß nothwendig begierig seyn, zu erfahren, was zu allen Zeiten und in allen Ländern vorgegangen ist.«

Friedrich der Große:

›Nachrichten zur Geschichte des Hauses Brandenburg‹

Seite 6–7: Karte der brandenburgisch-preußischen Lande mit den im Text vorkommenden geografischen Namen.

Als die neue Zeit begann

Das 17. Jahrhundert hat nur zwei Fürsten »groß« genannt. Den einen kennen wir alle: Ludwig XIV., Tyrann und Sonnenkönig, der nach der Devise lebte und regierte: Der Staat bin ich. Louis le Grand nannten ihn die Zeitgenossen. Als »Großer« ist er zwar nicht in die Geschichtsbücher eingegangen, aber geschrieben haben die Historiker immer wieder über ihn.

Der andere – Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg – ist heute nicht mehr als ein geschichtlicher Schatten. Von ferne klingt es zu uns aus dem Kleist'schen Drama über den Prinzen von Homburg herüber: »In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!« Denn wenn es zu diesem brandenburgischen Fürsten überhaupt noch ein Stichwort gibt, dann ist es »Fehrbellin« – die siegreiche Schlacht gegen das erfolgsgewohnte schwedische Heer mitten in der Mark.

Die Geschichte ist ungerecht und wertet nicht nach Verdiensten. Dabei trifft auf Friedrich Wilhelm, der 1620 geboren wurde und fast ein Halbjahrhundert – von 1640 bis zu seinem Tod 1688 – regiert hat, zu, was nach Jacob Burckhardt (»Weltgeschichtliche Betrachtungen«) den »großen Mann« ausmacht: »... weil bestimmte große Leistungen nur durch ihn innerhalb seiner Zeit und Umgebung möglich waren und sonst undenkbar sind.«

Leopold von Ranke hat gefordert, Geschichte solle »bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen ist«. Am Anfang dieses Buches stand meine Neugier. Wer war dieser Mann Friedrich Wilhelm aus dem Geschlecht der märkischen Hohenzollern, dessen langes Leben jene Epoche durchmaß, in der Europa endgültig aus dem Mittelalter aufbrach in die neue Zeit? Als sich Entwicklungen anbahnten, die uns noch heute in Atem halten. Sollte das alles wirklich spurlos an diesem Menschen und diesem Land vorübergegangen sein?

Die neue Zeit: War sie denn nicht schon ein ganzes Jahrhundert früher angebrochen? So jedenfalls lehren es doch die Schulbücher: Kolumbus entdeckte 1492 Amerika, Kopernikus nach 1507 den Lauf

der Erde um die Sonne, und Luther gab 1517 mit seinen Schlägen an die Schlosskirche zu Wittenberg geradezu das Zeichen für die neue Welt. Drei Zeitgenossen, die wie niemand sonst das Ende des Mittelalters signalisieren. Uns Nachgeborenen scheint das selbstverständlich, nur die drei wussten nichts davon. Kolumbus glaubte, er sei in Indien gelandet; Kopernikus war kein Revolutionär, sondern ein frommer Domherr, und als Luther von den Theorien des Kopernikus hörte, nannte er ihn laut vor aller Ohren beim Mittagstisch einen Narren. Drei Männer, die fest im Mittelalter und seiner Gedankenwelt verwurzelt waren. Die radikalen Konsequenzen ihrer Entdeckungen zog erst das nächste Jahrhundert. Die neue Zeit brach wirklich auf, als am 17. Februar 1600 auf dem Campo dei Fiori in Rom der Dominikanermönch Giordano Bruno, nackt an einen Eisenpfahl gefesselt, von der Inquisition verbrannt wurde. Erst Bruno hatte gezeigt, was die Theorien des Kopernikus für den Menschen bedeuten: Nicht Gott war unendlich, wie es die christliche Lehre behauptete, sondern der Kosmos. Die Erde ein Planet unter unzähligen. Der Mensch ein Staubkorn im Universum.

Doch was in unsern Ohren so vernichtend klingt, war nicht Ausgangspunkt tiefer Verzweiflung oder ohnmächtiger Resignation. Für den Mönch bedeutete das neue Himmelsbild ungeahnte Möglichkeiten: »Öffne uns das Tor, durch das wir hinausblicken können in die unermessliche Sternenwelt.« Das ihm folgende europäische Jahrhundert nahm sich diese ungewohnte Freiheit und nutzte sie. Es explodierte geradezu: Die exakten Naturwissenschaften entstanden, und der Philosoph René Descartes behauptete, dass der kritische Verstand die höchste Autorität sei und nicht, was die alten Griechen geschrieben hatten. Und während die Gelehrten suchten, forschten und entdeckten, machten sich die Fürsten daran, den modernen Staat aufzubauen. Die Säulen der neuen Ordnung hießen Bürokratie und Verwaltung. Nicht der Ritter war mehr gefragt, sondern der Jurist, und der kam meist aus einem bürgerlichen Elternhaus. Die Neuzeit wurde Wirklichkeit.

Was aber hat das alles mit Preußen zu tun? Was mit der Mark Brandenburg, diesem Haufen Sand am Rande der Barbarei? Und was vor allem mit jenem Herrscher, der längst versunken ist im historischen Treibsand, mit dem Großen Kurfürsten?

Friedrich Schiller hat die Großen nicht nur geliebt, weil sie dem Drama die Würze geben. Er war auch als Historiker kein Freund der Massen: »Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde Nieten.«

Solcher Zynismus ist nicht die Grundlage dieser Biografie. Der Große Kurfürst wird hier nicht als Held gefeiert. Denn natürlich hat er seine Untertanen hart ausgepresst für die Größe des Staates, den er schuf. Doch die Leiden der Mehrheit zu sehen, die Fragwürdigkeiten des Fortschritts, kann nicht heißen, blind zu sein für die Wirkungen und Veränderungen, die von wenigen ausgehen. Wer nicht davon überzeugt ist, dass ein Einzelner Motor der Geschichte sein kann, wird keine Biografie schreiben.

Der Große Kurfürst verdient unser Interesse, weil er Entwicklungen auslöste, förderte, die uns bis heute bestimmen. Er konnte es, weil er ein europäisches Lebensgefühl vertrat, das die neue, moderne Zeit verkörperte und uns deshalb über eine lange Spanne Zeit trotz vieler Fremdheit nahe ist. Weil er dem Bürger näher stand als den Tyrannen. Paul Fleming, Arzt und Dichter, gestorben 1640, hat dieses Gefühl präzise in Verse gegossen:

»Sei dennoch unverzagt, gib dennoch unverloren,
Weich keinem Glücke nicht, steh' höher als der Neid,
Vergnüge dich an dir und acht es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen! ...
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und alles untertan.«

Es ist schon erstaunlich, wie genau dieses Psychogramm des neuen Menschen auf Friedrich Wilhelm zutrifft. In diesem Sinne war er einer, der nicht aufgab, sooft er auch scheiterte, sooft sich seine Siege in Niederlagen verwandelten. Er sah wie seine Zeitgenossen darin aber kein vergebliches Tun, sondern eine wesentliche menschliche Tugend. Es gab keinen Widerspruch zwischen Disziplin und Vergnügen.

Um den Menschen der damaligen Zeit so dicht wie möglich auf den Fersen zu bleiben, werden sie in diesem Buch ausführlich selbst zu Wort kommen. Die nicht selten sperrigen und gewundenen Zitate wurden nicht gekürzt, um den Text gefälliger zu machen. Wer sie laut liest, wird sich schnell hineinfinden. Andere wiederum gehen leicht von der Zunge. Neben dem originalen barocken Deutsch stehen Übertragungen aus dem 19. Jahrhundert. Weil Geschichte nicht nur im Reagenzglas gefiltert werden kann, darf auch ihr Abbild zwischen zwei Buchdeckeln bunt sein und auf Uniformität verzichten.

Geschichte zu erzählen heißt, eine lange Reise in die Vergangenheit anzutreten. Wer erzählt, will nicht Forschung für wenige treiben, sondern möglichst viele unterhalten. Einsichten können sich auch auf diese Weise einstellen. Unverständlichkeit ist kein Zeichen für Tiefe. Die Frage, wer wir sind, schließt schon immer die Frage ein, woher wir kommen. Es lohnt sich, rückwärts zu blicken – unter der Voraussetzung, dass man keine Genickstarre bekommt und keine ewigen Wahrheiten erwartet. Goethe hat auch hier die treffende Formulierung gefunden: Man reist doch nicht, um anzukommen.

1

Kindheit und Jugend

Im Juni 1620 zog ein Regiment englischer und schottischer Soldaten durch die Mark Brandenburg und auf Berlin zu. Sie waren auf dem Weg nach Böhmen, wo Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz seit einem Jahr als neuer König die protestantische Sache gegen die katholischen Habsburger, die bisher im Lande geherrscht hatten, verteidigte. Der Kronenwechsel löste den Krieg aus, der dreißig Jahre verschlingen würde und gerade einen zögerlichen Anfang genommen hatte. Geschickt waren die 2000 Mann vom englischen König Jakob, dem Schwiegervater des Pfälzers. Der Engländer erwartete für seine Soldaten in der Mark nicht nur freundliche Aufnahme, weil die hohen Herren – von London über Berlin bis Prag –, die einen mehr, die andern ein bisschen weniger, dem reinen und unverfälschten Evangelium anhingen. War doch außerdem der Herr der brandenburgischen Lande, Kurfürst Georg Wilhelm aus dem Geschlecht der Hohenzollern, mit einer Schwester des neuen böhmischen Königs verheiratet.

Die Berliner Bürger allerdings sahen nicht auf das gemeinsame Blut der hohen Herrschaften, dafür umso genauer auf das Evangelium. Sie dachten sehr viel strenger als die weltlichen Verteidiger der geistlichen Sache und ließen über den rechten protestantischen Glauben nicht mit sich handeln. Seit Martin Luther dem Papst in Rom genau ein Jahrhundert zuvor den Gehorsam gekündigt hatte, waren die Untertanen in der Mark treue Anhänger des Mönchs aus Wittenberg. So treu, dass sie die radikalen Kinder der protestantischen Freiheit, die sich um den Genfer Theologen Johann Calvin sammelten, als Teufelsanhänger verdammt. Die Märker standen nicht allein. Die Lehre des Calvin und seiner Reformierten Kirche – auch Calvinismus genannt – fand keine Freunde unter den Lutheranern im Reich. Von den wichtigen Herrscherfamilien hatten sich nur das kurfürstliche Haus in der Pfalz und – 1613 – der brandenburgische Kurfürst Johann Sigismund und sein Sohn Georg Wilhelm für die Lehre aus der Schweiz entschieden. Ein unentwirrbares Knäuel aus machtpolitischen Erwägungen und persönlicher

Überzeugung hatte in Berlin zum Konfessionswechsel geführt: gewaltiges Ärgernis in einer strenggläubigen und ordnungssüchtigen Zeit. Es stiftete Verwirrung und Hass unter den lutherischen Untertanen, die in ihrem Abscheu vor Calvinisten beziehungsweise Reformierten und Katholiken keinen Unterschied machten. Bei den Landesvätern, die nun zur religiösen Minderheit im eigenen Land zählten, wurde der Übertritt zum Motor einer bis dahin unbekanntenen Toleranzpolitik, die Brandenburg-Preußen in diesem Jahrhundert von allen Staaten Europas unterschied; die Niederlande ausgenommen.

Die englischen Soldaten für König Friedrich in Prag, einen Calvinisten, waren also für die Bevölkerung in der Mark nicht Verbündete, sondern ein religiöses Ärgernis. Und weil ihnen niemand sagte, wozu der wilde Haufe gut sei, wurden die Bürger der Residenz misstrauisch. Wollte man sie vielleicht mit Gewalt zur reformierten Sache drängen? Sollte nun späte Rache folgen, weil sie nach 1613 auf den neuen Glauben ihres Herrscherhauses mit Tumulten und Steinwürfen reagiert hatten? Die Gerüchte, die sich stündlich weiter aufblähten, verlangten Taten. Die Trommel erscholl, die Bürgerwehr trat mit Gewehren und Musketen zusammen, von denen mancher Schuss in die Luft gefeuert wurde oder sich ungewollt entlud. Nachdem man so seinem Unmut hörbar Ausdruck verliehen hatte, ging ein jeder schimpfend und palavernd nach Hause.

Im Hohenzollernschloss auf der Spreeinsel, wo sich die Stadt Cölln ausbreitete – gegenüber am Ufer lag die Stadt Berlin –, diktierte zu gleicher Zeit der Kanzler Pruckmann an seinen Herrn, den Kurfürsten Georg Wilhelm, der sich im Herzogtum Preußen aufhielt, einen eiligen Brief: »Der gemeine Haufe aus Hass gegen die Reformierten geht knurren und murren, dass man die Engländer nicht abgetrieben habe.« Und er ließ weiter mitteilen, das Lärmen und Schießen sei so groß gewesen, dass des »Kurfürsten junges ungetauftes Herrlein« zweimal davon in der Wiege aufgeschreckt worden sei. Am nächsten Morgen – die Berliner waren wieder friedfertige Leute geworden – beschwerte sich die Kurfürstin Elisabeth Charlotte, Mutter des »Herrleins« und Gemahlin Georg Wilhelms, bei der Bürgerschaft über den Krach. Das Gleiche tat im Namen des kleinen Prinzen der Kammerjunker von Schlieben und erklärte mit gebührendem Pathos, der Kurprinz habe die ganze Nacht kein Auge zugetan.

Die Soldaten zogen schnell weiter. Sie hatten noch kaum den mär-

kischen Sand von den Stiefeln geschüttelt, da brachte ein reitender Bote aus Königsberg einen Brief des Kurfürsten ins Schloss. Georg Wilhelm schrieb, er müsse noch länger in Preußen bleiben, und man solle ohne ihn Taufe halten. Weil der Großvater des Täuflings, gestorben 1619, zwar eingesargt, aber noch nicht feierlich in die Gruft geleitet war, versammelte sich die Taufgesellschaft im Dom zu einer wenig aufwendigen Feier – das Geld war ohnehin knapp –, und der junge Herr wurde auf den Namen Friedrich Wilhelm getauft. Es war der 9. August 1620 neuen Stils, während man in der brandenburgischen Kanzlei den 30. Juni schrieb. Noch weigerten sich die protestantischen Länder, sich der Kalenderreform Papst Gregors XIII. aus dem Jahre 1582 anzuschließen, die den Kalender des Julius Cäsar ablöste und verbesserte. Die religiösen Neuerer hielten fest am »alten Stil«. Nichts symbolisiert besser, wie sehr sich in diesem 17. Jahrhundert Altes und Neues überkreuzt und überlagert. Noch hält das Alte stand. Aber die Zeichen stehen schon auf Veränderung.

Die Geburt des Hohenzollernprinzen am 16. Februar 1620 war so gleich der großen europäischen Adelsfamilie auf verschiedene Weise angezeigt worden. Die minderen Herrschaften erhielten ein kurfürstliches Schreiben. Den ganz hochgeborenen wie dem König von England, dem Prinzen von Oranien, dem Schwager in Prag brachte ein Bote mündlich die wichtige Nachricht. Auch die eigenen Untertanen wurden nicht übergangen. Der märkische Landtag, wohin Adel und Städte ihre Vertreter sandten, bekam vom Kurfürsten eine Einladung, bei der Taufe Zeuge zu sein. Er versäumte in seinem Schreiben aber nicht, darauf hinzuweisen, dass er sie mit dieser Einladung keineswegs »in Kosten und Ungelegenheit« bringen wolle.

Das Land hatte keinen Taler in der Kasse. Niemand wusste das besser als Georg Wilhelm. Seit der Kurfürst 1619 nach Königsberg gezogen war, um seinen Anspruch auf das vor einem Jahr geerbte Herzogtum Preußen an Ort und Stelle durchzusetzen, mussten zwei Hofhaltungen mit fast tausend Personen bekleidet und beköstigt werden.

Am Hof des Herrschers wurden viele satt. Es war ein Staat im Staate, wo es für jeden Handgriff einen Bediensteten gab; wo Schneider, Küchenmeister und Pagen, Mundschenke und Mägde von früh bis spät auf Trab waren. Seit dem 16. Jahrhundert hatten sich die Sitten zunehmend verfeinert. Niemand warf mehr mit Knochen bei Tisch nach dem Nachbarn. Statt mit der Hand ging man nun mit dem Löffel

in die Schüssel und schnäuzte sich artig in sein Taschentuch. Die Elite zivilisierte sich.

Mit dem feinen Geschmack stiegen die Kosten. Niemand bei Hofe dachte trotz leerer Kasse daran, sich einzuschränken. Der Hof zu Berlin war bei den Bürgern tief verschuldet. Von Zeit zu Zeit weigerten sich die Gastwirte, kurfürstlichen Besuch aufzunehmen, bevor nicht die überfälligen Rechnungen bezahlt waren. Es würden Zeiten kommen, während des Großen Krieges, wo man vom Schloss zum Rathaus ging, 15 Taler zu leihen, damit alle satt werden konnten.

Ein wenig Kosten wurden gespart, als die kurfürstlichen Frauenzimmer im Spätsommer 1620 ebenfalls nach Preußen zogen und den kleinen Fritz mit seiner drei Jahre alten Schwester Louise Charlotte unter der Obhut einer Hofmeisterin im Cöllner Schloss zurückließen. Es war nun eine so kleine Gesellschaft, dass sie mittags alle an einer Tafel Platz hatten.

Der Prinz wuchs die ersten Jahre unter weiblicher Obhut heran. Ab und zu kam elterlicher Besuch. 1623 wurde eine jüngere Schwester, Hedwig Sophie, geboren. Es gibt nichts zu berichten über diese ersten Lebensjahre. Wir dürfen annehmen, dass es ein unbeschwertes Leben ohne allzu viel Zwang und Protokoll war. Ein zweiter Sohn, der dem Kurfürstenpaar 1624 geboren wurde, starb nach wenigen Monaten. Die Familie würde sich nicht mehr vergrößern.

Es waren Frauen, die auf das Kind in diesen frühen prägenden Jahren den größten Einfluss hatten. Der Vater verbrachte seine Zeit missmutig damit, sich den schwierigen Zeitläuften halbwegs richtig anzupassen. Es waren Frauen von starker Persönlichkeit, gewohnt, in wichtigen Dingen wie Politik und Religion eine eigene Meinung zu haben, sich keinesfalls in »weibliche Reservate« abschieben zu lassen. Zwei kurfürstliche Witwen lebten jetzt am Hof und kümmerten sich mit um den Enkel, ohne ihr politisches Interesse darüber zu vernachlässigen. Anna von Preußen, die Mutter des Kurfürsten – überzeugte Lutheranerin –, ließ hartnäckig ihren Prediger in der Schlosskapelle gegen den calvinistischen Glauben des Herrschers und seiner Familie predigen. Des kleinen Fritzens Großmutter mütterlicherseits, Louise Juliane von der Pfalz, war in Brandenburg geblieben, nachdem ihr Sohn Friedrich mit seinem Griff nach der böhmischen Krone gescheitert war und in Holland Zuflucht gefunden hatte. Sie hielt die Interessen der Reformierten hoch. Auf ihrer Seite stand ihre Tochter Elisabeth Charlotte, die Kurfürstin.

Elisabeth Charlotte war eine energische Frau und eine liebevolle Mutter. Eines Tages schenkte sie ihrem Fritz ein Armband mit einer Inschrift, in der sich auf die zurückhaltende Weise der Zeit, die persönliche Gefühle nicht auf den Markt trug, ihre Zärtlichkeit für den einzigen Sohn ausdrückte: »Dieses gebe ich euch zur Versicherung meiner herzlichen Liebe gegen euch und einer Erinnerung, meiner getreuen Vermahnung nicht zu vergessen, Gott und eure Unterthanen über alles zu lieben, aller Tugenden euch zu befeißigen, die Laster aber ernstlich zu hassen, so wird Gottes Beistand euren Stuhl befestigen und aller zeitliche und ewige Segen euch folgen.«

Mehr als dreißig Jahre später, er war schon längst Kurfürst, schrieb Friedrich Wilhelm über dieses Geschenk: »Dieses ist mir während meiner ganzen Regierung stets vor Augen gewesen, und mein Sohn soll solches Armband nebst dieser Lehre von mir auch wieder erben.«

Es ist schwer für uns, sich eine Zeit vorzustellen, in der das Innerste sich nur nach außen kehrte, wenn Dichter sich ans Schreiben machten, und auch dann meist mit einem Wust konventioneller Formeln. Privatheiten waren für den Chronisten von Interesse nur, wenn sich mit ihnen öffentliche Funktionen verbanden. Eine Geburt war es; eheliche Liebe, die Zuneigung der Kinder zu den Eltern waren es nicht.

Als Elisabeth Charlotte, die Mutter des Großen Kurfürsten, 1660 starb und ihre jüngere Tochter, inzwischen Landgräfin von Hessen-Kassel, nicht zur Beerdigung kam, griff Friedrich Wilhelm, der Bruder, selbst zur Feder. Ein wenig hebt sich der Vorhang. Hinter höflichen Formulierungen deutlich versteckt zeigte sich der Unmut über das Fernbleiben der Schwester. Das war mehr als Protokoll: Trauer über den Verlust eines geliebten Menschen.

Das Kind Fritz nahm in seinem Alltag ohne Worte auf, dass Frauen selbstständige Wesen waren mit eigenen Meinungen. Man respektierte sie, weil sie klug waren. Der Mann wird mit ähnlich starken Persönlichkeiten – mag die Wahl auch durch die Politik bestimmt worden sein – eine gute Ehe führen. Und von jenen starken Frauen, denen er in Politik und Verwandtschaft außerdem begegnet, wird er fasziniert sein.

Das Kind erlebte bei den wenigen Gelegenheiten, in denen es mit beiden Eltern zusammen war, dass der Vater – eher weich und nachgiebig – die Frau an seiner Seite respektierte. Das fiel sogar anderen auf. Kurfürst Johann von Sachsen sinnierte eines Tages im Gespräch mit seinem Kollegen aus der Mark, wie viele Dinge sie gemeinsam hätten.

Einen Unterschied allerdings müsste er erwähnen: Wenn seine Frau so viele Widerworte fände wie die des Brandenburgers, würde er es an etlichen Mauschellen nicht fehlen lassen.

Die Verhältnisse

Bevor der kleine Fritz älter wird, halten wir die Zeit ein wenig an, in die er hineinwächst, um Einblick in ihre verworrenen Bahnen zu gewinnen.

1619, als die böhmischen Stände Ferdinand II. von Habsburg für abgesetzt erklärten, den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zum neuen König kürten und damit in den Augen der Bewahrer von altem Glauben und alter Ordnung zu Aufrührern wurden, als ein Feuer gelegt wurde, das erst ein Menschenalter später gelöscht werden konnte und Europas Landkarte und Bewusstsein veränderte, damals hatte die Geschichte ein Jahr zuvor in aller Stille noch einen anderen Sprung gemacht. Die Hohenzollern in der Mark Brandenburg erbten das Herzogtum Preußen, den ostpreußischen Teil des Landes, das einst dem Deutschen Orden gehört hatte. Der Orden hatte sich seit seinem Wechsel zum Glauben Luthers – 1525 – dem König von Polen als Lehensherrn unterstellt. Vom Kaiser lange bestritten, setzte sich als verbindlich durch, dass Preußen kein Teil des Reiches mehr war. Als Herzöge von Preußen mussten die Herren von Brandenburg deshalb dem König in Warschau den Treueid schwören. Sie nahmen das für die weitere Vergrößerung ihrer Länder in Kauf.

Den Hohenzollern war schon vier Jahre zuvor im Westen des Reiches einiges – ebenfalls durch Erbschaft – zugefallen. Das ganze Paket ist unter dem Stichwort »jülich-clevische Erbschaft« in die Geschichtsbücher eingegangen. Ihre Verwicklungen über die nächsten Jahre brauchen uns nicht weiter zu interessieren. Entscheidend für das Haus Brandenburg: Es erhielt im Vertrag von Xanten 1614 das Herzogtum Cleve, rechts und links am Niederrhein gelegen, die Grafschaft Mark nördlich und südlich der Ruhr mit den Städten Hamm und Hagen, Iserlohn und Soest und die Grafschaft Ravensberg mit Bielefeld und Herford. Allerdings bestand diese Erweiterung vorläufig nur